

JULIA SCHARLIE

Souvenirs
der
Leidenschaft

ROMAN



Über das Buch

Mitte des 19. Jahrhunderts führt der junge Wilhelm von Lodden als Sohn eines erfolgreichen Kaufmanns ein unbeschwertes Leben in Hamburg.

Doch als eine verbotene Liebe zu einer verheirateten Frau, die Ausbildung im Tuchladen seines niederträchtigen Stiefbruders sowie Anschuldigungen, einen Mord begangen zu haben, sein Glück trüben, entdeckt er seine Passion für die Seefahrt und damit einen Ausweg aus seinen Problemen.

Aber können die Abenteuer eines Seemanns und Schönheiten fremder Länder den leidenschaftlichen Wilhelm auf Dauer von Hamburg fernhalten – trotz der Sehnsucht nach der Liebsten und der Heimat? Und kann er es wagen zurückzukehren, wenn dort offenbar Frauen, die ihm etwas bedeuten, von einem Mörder heimgesucht werden?

Prolog

Die Kapuze seines schwarzen Umhangs tief ins Gesicht gezogen, eilte er zielstrebig über den jetzt menschenleeren Platz. Nieselregen hatte dafür gesorgt, dass sich die Besucher schon früher als sonst nach Hause zurückgezogen hatten. So konnte er unbemerkt im Schatten der Gebäude sein Ziel erreichen. Er liebte die Dunkelheit, die ihm das Gefühl der Sicherheit gab. Aus den Schänken und Spelunken drang das Stimmengewirr der Gäste, die zu dieser späten Stunde zu viel dem Alkohol zugesprochen hatten.

Ein klopfendes Geräusch in unmittelbarer Nähe ließ ihn zusammenzucken und seine Schritte verlangsamten. Entlang der Mauer entdeckte er einen Straßenjungen, der mit einem Stock den Abfall durchwühlte, den die Besucher tagsüber hinterlassen hatten. Die Aufmerksamkeit des Jungen war auf den Boden gerichtet, sodass dieser ihn nicht beachtete. Ein Blick über die Schulter versicherte ihm, dass sonst niemand zu sehen war. Nur noch ein paar Meter weiter und er würde den schützenden Eingang des Hauses erreichen. Darauf bedacht, den vielen Pfützen auszuweichen, damit seine neuen Lackschuhe nicht besudelt wurden, ging er weiter.

So wie schon viele Abende zuvor, stellte er sich dicht an die Hauswand. Von hier aus konnte er den Eingang von Mimis Etablissement beobachten. Fackeln warfen ihr unruhiges Licht auf das nasse Kopfsteinpflaster. Hin und wieder fiel ein Lichtstrahl durch die schweren Vorhänge, wenn eines der Mädchen oder einer der

Gäste sie zufällig berührten und so kurz den Blick durch das Fenster freigaben.

Von seinem Standort aus sahen die Vorhänge dunkel aus, aber er wusste, dass sie innen im Schein der unzähligen Kerzen in einem satten Rot leuchteten. Oft genug hatte er sich in den gemütlichen Räumlichkeiten aufgehalten. Der Gedanke an die Mädchen ließ sein Herz schneller schlagen und ihm wurde warm – so warm, dass er die Kapuze herunterzog, um seinem Kopf zu kühlen.

Er schloss die Augen und atmete tief ein. Ein Schauer lief seinem Rücken hinunter, wenn er an die Dunkelhäutige dachte. An die exotische Schönheit, deren volle Lippen nach Himbeeren schmeckten und deren Liebesspiel ihn schon beim Gedanken daran selbst jetzt noch erregte. Nur die Rothaarige reizte ihn noch ein wenig mehr. Ihre kindliche Zuneigung, ihre Naivität lösten in ihm väterliche Instinkte aus und versetzten ihn in unbändige Wollust. Und dann musste sie diesen Jüngling verführen. Diese Hure.

Bestrafen musste er sie! Seine Hand umklammerte das Messer in seiner Jackentasche. Er brauchte nur geduldig zu warten, denn sie würde spät abends nach Hause gehen. Zu ihrer kranken Mutter.

Das würde seine Gelegenheit sein.

Kapitel 1

Sanft fuhr Wilhelm mit dem Daumen über die Kontur des kleinen Holzpferdchens. Keine Unebenheit war zu spüren. Er hielt es eine Armlänge von sich entfernt und betrachtete es genau. Ein zufriedenes Lächeln umspielte seinen Mund, denn diesmal war das Spielzeug gut gelungen.

Gedankenverloren fiel sein Blick auf eine Schar Spatzen, die sich auf dem Scheunenboden niederließen, um die letzten Körner aus dem Stroh zu picken. Einige dieser flinken Vögelchen hatten keine Scheu vor ihm und hüpfen bis zu seinen Füßen, wohl in der Hoffnung auf ein paar Brotkrümel.

Wilhelm schob das Schnitzmesser in das lederne Etui und ließ es in seine Hosentasche gleiten.

Das plötzliche Aufplattern der Spatzen ließ ihn aufschauen. Im fahlen Licht der Abendsonne, die durch das offene Scheunentor hineinfiel, tauchte die Silhouette eines Mannes auf. Wilhelm zuckte zusammen, denn in diesem Moment fiel ihm das Mehl wieder ein. Er hatte seinem Vater versprochen zum Müller zu laufen, um einen Sack zu holen. Nun war es wahrscheinlich zu spät. Wilhelm beschattete seine Augen mit einer Hand, um den Mann, der auf ihn zukam, erkennen zu können.

„Oswald, du bist es“, stellte er erleichtert fest.

„Ja, kleiner Bruder, ich bin es. Vater schickt mich, um dich zu holen.“

„Ich komme“, sagte Wilhelm leichthin, da er wusste, dass sein Vater fast nie ärgerlich wurde, selbst wenn Wilhelm seinen Pflichten nicht nachkam.

Es war Zeit fürs Abendessen und die Aussicht auf eine üppige Mahlzeit ließ ihn aufspringen, doch sein Bruder schien es nicht eilig zu haben. Er nahm Wilhelm das Holzpferd aus der Hand und begutachtete es.

„Wirklich gelungen, Wilhelm. Vielleicht sollte Emma es anmalen. Ich könnte mir vorstellen, dass es noch schöner aussieht, wenn es einen bunten Sattel und prunkvolles Geschirr bekommt.“

„Ja. Ein Schimmel mit dunkler Mähne und dunklem Schweif und einem roten Sattel“, überlegte Wilhelm laut.

Doch als er in das Gesicht seines Bruders sah, kamen Zweifel in ihm auf. „Meinst du, dass das zu albern aussieht? Außerdem hat Emma bestimmt keine Lust, mein Holzpferd anzumalen. Sie ist in letzter Zeit immer schlecht gelaunt.“

Wilhelm sah seinen Bruder fragend an. Dieser zuckte mit den Schultern.

„Warum nicht? Seit sie schwanger ist, hat sie viel Langeweile. Der Arzt hat ihr verboten, ständig rumzulaufen. Sie soll sich ausruhen. Und du kennst ja meine Emma: Sie ist zu ungeduldig. Das Malen würde sie ablenken und vielleicht aufmuntern.“

Würde seine Schwägerin wirklich Freude daran haben? Wilhelm mochte Emma, die frischen Wind in die Villa gebracht hatte und mit ihrer guten Laune und ihrem Charme alle um sich herum verzauberte. Seit dem ersten Tag, an dem sie in die Familie einheiratete, hatte Wilhelm eine freundschaftliche Verbindung zu

ihr gespürt. Doch jetzt war sie oft kurz angebunden und das zauberhafte Lächeln, das die zwei Grübchen sichtbar machte, sah Wilhelm nur noch selten. Er musterte seinen Bruder nachdenklich.

Oswald hielt derweil das Pferd ins Licht und betrachtete es noch einmal genau. „Ein schönes Spielzeug“, murmelte er und ging zur Scheunenwand, um ein weiteres Holzpferd von dem Balken zu nehmen, auf dem eine ganze Armee der Spielzeugpferde thronte. Stolz streitrösser mit aufwendigem Geschirr, steigende Hengste, Stuten mit Fohlen oder grasende Pferdchen standen dicht nebeneinander. In den vier Jahren, die Wilhelm nun schnitzte, waren wohl über hundert Pferde entstanden. Es waren so viele, dass die Regale in seinem Zimmer nicht mehr ausgereicht hatten. Die ersten Pferde glichen noch Hunden mit langen Schwänzen, aber im Laufe der Zeit waren sie immer perfekter geworden. „Du musst alles wegschneiden, was nicht zu einem Pferd gehört“, hatte ihm damals sein Vater gesagt, als er Wilhelm das Schnitzmesser und ein Stück Holz gegeben hatte.

„Ach, Wilhelm“, Oswald sah seinen Bruder nachdenklich an, „du bist schon sechzehn. Du musst endlich erwachsen werden. Oder willst du dich weiterhin hier in der Scheune verkriechen und schnitzen?“

„Ich weiß, ich habe den Müller vergessen. Ich werde gleich morgen das Mehl holen.“

„Gleich morgen?“

Wilhelm sah, dass sich tiefe Falten zwischen Oswalds Brauen bildeten. Darum setzte er hinzu: „Versprochen. Gleich Morgen in der Frühe.“

„Wilhelm!“, rügte Oswalds ihn in scharfem Ton.

„Was denn? Ich werde das Mehl schon holen. Das wird doch nicht so dringend gewesen sein.“

„Gleich morgen?“ Oswald schüttelte verständnislos den Kopf. „Du weißt schon, dass wir morgen Sonntag haben?“

„Herrjeh!“

„Ja, Herrjeh. Und ich glaube, diesmal wird Vater dich nicht so einfach davonkommen lassen. Er ist ärgerlich.“

„Das wird nicht so schlimm werden. Komm, lass uns rein gehen, ich habe Hunger.“

Wilhelm konnte nicht verstehen, dass Oswalds Miene sich nicht entspannte. Seit Wilhelm mit zwölf Jahren den Reitunfall gehabt hatte, erfüllte sein Vater ihm fast jeden Wunsch. Und auch heute würde er bestimmt nicht schimpfen. Da war Wilhelm sich sicher.

„Nun mach nicht so ein besorgtes Gesicht“, lachte er darum seinen Bruder an. Wilhelms Gedanken wanderten wieder zu seinen Holzpferdchen. „Ich bin gespannt, ob Emma tatsächlich mein Spielzeugpferd anmalt“, sagte er mit einer Mischung aus Zweifel und Vorfreude. Schief lächelnd nahm er seinem Bruder die beiden Pferdchen aus der Hand. „Ein Schimmel und ein Rappe mit vier weißen Fesseln“, überlegte Wilhelm aufgeregt.

„Du solltest bald ein Mann werden, aber benimmst dich doch noch wie ein Kind“, stellte Oswald kopfschüttelnd fest.

Belustigt schlug Wilhelm seinem Bruder auf die Schulter.

„Komm Oswald, lass uns endlich rein gehen, sonst bekommen wir von Adelheid Schimpfe, weil das Essen

kalt wird. Du weißt doch, wie gerne sie sich als Hausherrin aufführt.“ Wilhelm mochte die Haushälterin, die ihn und auch alle anderen Familienmitglieder verwöhnte. Stets war sie gut gelaunt, doch ein Zuspätkommen, wenn das Essen auf dem Tisch stand, tolerierte sie nicht.

Oswald schnaufte ungehalten. „Du denkst auch nur ans Essen.“

„Und daran, dass Emma die Holzpferde anmalt“, scherzte Wilhelm und nahm beide Pferdefiguren in eine Hand, um sie mitzunehmen. Er fand, dass sein Bruder viel zu ernst war.

Seitdem Oswald mit Emma verheiratet war und dem Vater im Büro half, kam ihm sein Bruder steinalt vor, obwohl sie nur sieben Jahre trennten. Stets trug er einen Anzug aus feinstem Stoff, der aus einer engen Hose, einer auffälligen Weste und einem Gehrock bestand. Wilhelm stellte fest, dass Oswalds neue Lackschuhe durch den Staub in der Scheune eingestaubt waren. Wahrscheinlich würde sein Bruder gleich Adelheid bitten, sie zu putzen. Genau wie er nach dem Abendessen seine Jacke und die unbequeme Weste ausziehen würde, um sich seinen geliebten Morgenmantel überzuziehen.

Gemeinsam überquerten sie den gepflasterten Hof, an dessen rechter Seite sich der Pferdestall und die Remise befanden. Zur linken Seite erstreckte sich ein aufwendig angelegter Garten, der von einer hohen Buchenhecke eingerahmt wurde. Wilhelms Vater hegte eine besondere Liebe für den Garten, denn er war ein lebendiges Denkmal an Wilhelms verstorbene Mutter,

die kurz nach seiner Geburt im Wochenbett verstorben war. Adelheit, die sein Vater damals als Haushälterin angestellt hatte, war für Wilhelm schon immer eine Ersatzmutter gewesen. Sie war das Herz und die Seele des Hauses und bewohnte zwei Zimmer direkt neben der Küche.

Aus dem Stall erklang ein lautes Wiehern.

„Pegasus.“ Wilhelm steuerte schnellen Schrittes auf den Stall zu.

„Wilhelm, übertreib es nicht. Vater wartet.“

„Ich begrüße nur rasch mein Pferd.“

Er hörte seinen Bruder ungeduldig aufstöhnen. Trotzdem betrat er den Stall, in dem die Kutsch- und Reitpferde der Familie untergebracht waren.

Das braune Pferd streckte Wilhelm seinen Kopf entgegen. Obwohl Wilhelm seit dem Reitunfall nie wieder geritten war, konnte er es nicht übers Herz bringen, Pegasus einem anderen Reiter anzuvertrauen. Pegasus war sein Pferd. Ein Geschenk seines Vaters zu seinem zehnten Geburtstag. Zwei Jahre lang war es ein liebes und zuverlässiges Reitpferd gewesen.

Warum ihn das Pferd damals abgeworfen hatte, war Wilhelm immer noch unbegreiflich. Sobald er sich an jenem Tag in den Sattel gesetzt hatte, war Pegasus mit einem lauten Schnaufen gestiegen, sodass Wilhelm das Gleichgewicht verloren hatte und nach hinten übergeschlagen war.

Wochenlang musste Wilhelm danach mit gebrochenen Beinen im Bett liegen und hatte nur langsam wieder laufen gelernt. Auch heute noch tat sein Bein weh, wenn er sich anstrengte oder wenn das Wetter umschlug.

„Na, mein Guter.“ Wilhelm klopfte mit der freien Hand den Hals des Pferdes und verglich mit einem kurzen Blick die Formen des Tieres mit denen der geschnitzten Spielzeuge in seiner anderen Hand.

„Wilhelm, bitte komm endlich“, erklang von draußen die ungeduldige Stimme seines Bruders.

„Ich weiß nicht, warum Oswald heute so schlecht gelaunt ist. Aber ich werde ihn nicht länger warten lassen. Mach's gut Pegasus.“ Noch einmal streichelte Wilhelm über das braune Fell, bevor er sich einen Ruck gab und zu seinem Bruder zurückkehrte und kurz darauf gemeinsam mit ihm durch die Hintertür ins Haus trat.

Ein verführerischer Geruch nach Braten und Bohnen ließ Wilhelm das Wasser im Mund zusammenlaufen. Zielstrebig wollte er das Esszimmer ansteuern. Doch Oswald hielt ihn am Arm zurück.

„Ich soll dich in Vaters Arbeitszimmer bringen“, sagte er zögernd mit leicht zusammengekniffenen Augen.

Schlagartig war Wilhelms gute Laune vorbei. Ein drückendes Gefühl breitete sich in seinem Magen aus. Das Arbeitszimmer seines Vaters hatte er noch nie betreten dürfen. Es war für die Kinder immer ein verbotener Ort gewesen, ein Heiligtum. Hier empfing Gerald von Lodden seine Geschäftspartner, und erst seitdem Bernhard, Wilhelms Stiefbruder, und Oswald in die Geschäfte des Vaters eingestiegen waren, durften auch sie das Zimmer betreten. Allerdings nur im Beisein des Vaters.

Neugierig hatte Wilhelm als Kind versucht, heimlich den Raum zu betreten, aber die Tür war immer

abgeschlossen gewesen. Jetzt aber war die Neugierde verschwunden und das beklemmende Gefühl verwandelte sich in Angst. Wilhelm starrte seinen Bruder wortlos an.

„Ich habe dir gesagt, dass es Ärger geben wird“, warnte Oswald ihn erneut.

„Aber, das ...“, stotterte Wilhelm.

„Spar dir deine Erklärung. Nicht mir, sondern Vater musst du Rechenschaft ablegen.“

Da Wilhelm wie versteinert dastand, seufzte Oswald, packte ihn am Arm und zog ihn mit sich, bis zur massiven Tür des Arbeitszimmers, an die er anklopfte.

„Herein.“ Die sonore Stimme des Vaters hörte sich tatsächlich ärgerlich an. Trotzdem wich das beklemmende Gefühl in Wilhelms Bauch. Er liebte seinen Vater und glaubte nicht, dass dieser ihn bestrafen würde. Dazu kam nun doch die Neugierde auf den geheimnisvollen Raum.

Das Arbeitszimmer war viel kleiner, als er es sich bei den flüchtig erhaschten Blicken vorgestellt hatte.

Gerald von Lodden saß hinter einem riesigen Schreibtisch, der mit aufwendigen Schnitzereien verziert war. Bernhard stand wartend neben ihm.

An den Wänden standen Regale mit verstaubten Büchern, Schriftrollen und Ordnern. Zu Wilhelms Freude entdeckte er trotz all der wichtig wirkenden Dokumente, die hier lagerten, auf einem Bord zwei Holzpferde, die er vor langer Zeit geschnitzt und seinem Vater geschenkt hatte. Ein Räuspern ließ Wilhelm zusammenzucken. Er wendete sich seinem Vater

zu und sah ihn mit gemischten Gefühlen in die Augen. Einen kurzen Moment lang herrschte unangenehme Stille. Dann räusperte sich Gerald von Lodden abermals, betrachtete das Schriftstück vor sich, nahm die Feder und tauchte sie in das Tintenfass. Anschließend unterschrieb er das Dokument und reichte es dann Bernhard.

„Bitte unterschreibe auch“, sagte er und gab auch die Schreibfeder an seinen Stiefsohn weiter.

Wilhelm sah zu, wie Bernhard schwungvoll „B. Peters“ auf das Papier schrieb.

Gerald von Lodden nickte mit verkniffener Miene. Dann schaute er seine beiden Söhne, die vor dem Schreibtisch standen, mit finsterem Blick an.

„Hat lange gedauert, bis ihr hier endlich aufgetaucht seid.“

Oswald hob abwehrend beide Hände in die Luft.

„Es ging nicht schneller.“

Wilhelms Vater schnaufte ungehalten. Dann lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und betrachtete Wilhelm abermals.

„Wie alt bist du jetzt, Wilhelm?“

Wilhelm starrte seinen Vater an. Als wenn dieser nicht wüsste, wie alt er war. Was sollte das alles eigentlich? Hierherzitiert. In diesen bedrückenden Raum. Und dann dieser klobige Schreibtisch, hinter der sein Vater wie ein Herrscher saß. Jetzt konnte sich Wilhelm gut vorstellen, dass die Besucher durch das imposante Auftreten seines Vaters eingeschüchtert wurden. Aber er hatte keine Angst.

„Sechzehn. Weißt du doch Vater.“ Er trat an den Schreibtisch und stellte die beiden Holzpferde auf die

Platte. „Schau mal, sind sie nicht schön geworden? Und Oswald meint, Emma kann sie anmalen“, versuchte er, die Stimmung seines Vaters zu heben.

Ein eigenartiges Knurren drang aus Gerald von Loddens Kehle.

„Zeig mir mal dein Schnitzmesser“, forderte er seinen Sohn auf.

Wilhelm zog das Etui aus der Hosentasche und reichte es seinem Vater. Der nahm es und ließ es ohne ein Wort in einer Schublade seines Schreibtisches verschwinden. Wilhelm sah ihn sprachlos an.

„Oswald, nimm einen Sack, geh in Wilhelms Zimmer und pack alle Holzpferde hinein. Und du, Bernhard, gehst in die Scheune. Ich will kein geschnitztes Pferd mehr sehen.“

„Das sind meine! Vater, das kannst du doch nicht machen!“, empörte sich Wilhelm, dem vor lauter Entsetzen die Luft wegblieb.

„Doch, Wilhelm. Es wird Zeit, dass du zur Besinnung kommst. Ab jetzt wirst du Bernhard im Tuchladen helfen. Pünktlich, morgens um sieben Uhr, holst du deinen Bruder in seiner Wohnung ab. Er wird mit dir zum Laden gehen und dich in den Tuchhandel einweisen. Und wenn du deine Arbeit gut erledigst, bekommst du am Ende der Woche einen kleinen Lohn und eines deiner Holzpferde zurück.“

„Mit Bernhard?“ Wilhelm sah skeptisch seinen Stiefbruder an, der höhnisch grinsend neben seinem Vater stand.

Bernhard war über zehn Jahre älter als Wilhelm, und zwischen ihnen hatte schon immer eine angespannte Beziehung geherrscht. Bernhard hatte ihn

ständig kritisiert und herumkommandiert, sich wie ein Vater aufgeführt und ihn bei jeder Gelegenheit verpetzt. Als Kind hatte Wilhelm fast immer in der Nähe von Oswald Zuflucht gesucht, der ihn vor den gemeinen Attacken seines Stiefbruders beschützte.

Erst vor drei Jahren war Bernhard ausgezogen und sich eine kleine Wohnung in der Nähe des Tuchladens am Marktplatz gesucht. Seitdem hatte sich die Stimmung im Haus deutlich verbessert. Wilhelm konnte endlich aufatmen und sein Leben ohne die ständigen Schikanen seines Bruders genießen. Und jetzt sollte er ausgerechnet mit ihm zusammenarbeiten? Diese Vorstellung bereitete Wilhelm Unbehagen. Er konnte sich nicht vorstellen, wie sie jemals harmonisch zusammenarbeiten sollten, wenn sie es nicht einmal schafften, friedlich unter einem Dach zu leben.

„Kann ich nicht im Büro mit dir und Oswald arbeiten?“, versuchte Wilhelm seine Situation zu verbessern.

„Nein. Jeder muss zuerst die Stoffe und Tücher kennen lernen, bevor er sich mit dem Einkauf beschäftigen kann. Du wirst eine Lehre von drei Jahren bei Bernhard absolvieren.“

Wilhelm schluckte. Die Aussicht auf diese Zusammenarbeit ließ alte Wunden wieder aufreißen. Wilhelm fühlte sich zurückversetzt in seine Kindheit, als er ständig von Bernhard kontrolliert und gemaßregelt wurde. Die Angst vor erneuten Angriffen und Demütigungen machte ihm zu schaffen.

Dennoch wusste Wilhelm, dass er diese Herausforderung annehmen musste. Es ging um das Geschäft ihres Vaters, das sie gemeinsam weiterführen sollten.

Vielleicht hatten sich die Dinge geändert. Vielleicht war Bernhard inzwischen reifer geworden und hatte seine dominante Art abgelegt. Wilhelm hoffte, dass sie einen Weg finden würden, um ihre Differenzen beizulegen und eine professionelle Arbeitsbeziehung aufzubauen. Wilhelm atmete tief durch und bereitete sich mental auf die bevorstehende Zusammenarbeit vor. Er war fest entschlossen, diese neue Phase in ihrem Leben mit Offenheit und Respekt anzugehen. Vielleicht konnten sie ihre Differenzen überwinden und endlich als Brüder zusammenarbeiten, ohne alte Konflikte aufleben zu lassen. Die ungewohnt strenge Stimme seines Vaters ließ ihn zusammenzucken.

„Oswald, Bernhard, verschwindet und packt die Pferde ein. Und du, Wilhelm, gehst auf dein Zimmer. Ich will dich heute nicht mehr sehen.“

„Aber ...“, ich habe Hunger, wollte Wilhelm einwenden, doch der mahnende Blick seines Vaters ließ ihn den angefangenen Satz nicht aussprechen. Wie zur Bestätigung seines Gedankens knurrte sein Magen laut, was sein Vater wahrscheinlich gehört hatte.

„Ich werde Adelheid schicken, dir eine Scheibe Brot aufs Zimmer zu bringen. Morgen werde ich dich persönlich wecken und darauf achten, dass du deine sonntäglichen Pflichten erfüllst. Und jetzt Abmarsch.“

Bernhard faltete das Dokument, steckte es in seine Brusttasche und verließ das Zimmer gemeinsam mit Oswald, der Wilhelm noch einen mitleidigen Blick zuwarf.

Verwirrt sah Wilhelm seinen Vater an. So wütend hatte er ihn noch nie erlebt. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sein Vater es ernst meinte.

„Kann ich nicht doch mit euch essen?“, fragte er seufzend.

„Nein, Wilhelm. Ich war viel zu nachsichtig mit dir. Ich denke, es wird dir guttun, endlich aus der Scheune herauszukommen und das Leben kennen zu lernen.“

Wilhelm zuckte mit den Schultern und presste schmollend die Lippen aufeinander. Seit dem Unfall hatte er den elterlichen Hof der Stadtvilla, die im Ortsteil Harvestehude lag, nur noch selten verlassen. Früher hatte er viele Freunde, aber seitdem er nicht mehr so gut zu Fuß war und das Reiten aufgegeben hatte, hatte er sich von ihnen zurückgezogen und saß viel lieber in seinem Zimmer oder in der Scheune und widmete sich dem Schnitzen.

Nachdenklich nahm er nun die beiden Holzpferde und wollte sich abwenden.

„Stehen lassen. Die bleiben hier.“

„Schon gut, Vater. Ich lass sie ja hier“, sagte er beleidigt und stellte die Pferde mit einem Knall wieder zurück. Er warf seinem Vater einen ärgerlichen Blick zu und wendete sich dann endgültig ab, um seine Strafe anzutreten.

Kapitel 2

Zwei Jahre rackerte Wilhelm nun schon im Tuchladen. Inzwischen hatte er sich an das Schleppen der schweren Stoffballen gewöhnt. Es machte ihm nichts mehr aus, sie in die hohen Regale hinaufzuwuchten.

Froh gelaunt piff er eine Melodie, die er am Vortag in einer der Spelunken am Hafen gehört hatte. Es war schon spät und er musste noch den Boden fegen und anschließend den geblühten Stoff zum Schneider bringen.

„Hast du schon wieder geträumt? Mach endlich, dass du fertig wirst.“

Bernhard stand ungeduldig im Türrahmen und klimperte mit dem Schlüsselbund.

Wilhelm stellte den Besen zur Seite und nahm das bereitstehende Paket mit Stoff. Er wusste, dass sein Stiefbruder ihm extra Botengänge aufhalste, um ihn zu schikanieren. Manches Mal musste er durch die ganze Stadt laufen, um einer Kundin eine Auswahl von Kleiderstoffen auszuliefern. Doch anstatt sich darüber zu ärgern, genoss Wilhelm die frische Luft und erkundete neugierig die großen Straßen und kleinen Gassen Hamburgs, selbst wenn am Abend seine Beine schmerzten. Am liebsten durchquerte er die Vergnügungsmeile von St. Pauli außerhalb der Stadtmauer. Der lebendige Stadtteil war geprägt vom maritimen Leben, und das Amüsierviertel lockte mit Theatern, Varietés, Tanzsälen, Vergnügungslokalen und Schenken, in denen Wilhelm nach getaner Arbeit gerne ein Bier trank. Wilhelm klemmte sich das Paket unter den

Arm und verließ schleunigst den Laden, ohne auf seinen Stiefbruder zu warten.

Es war zum Glück nicht weit bis zum Schneider, denn Wilhelm hatte es eilig. Ein hübsches Mädchen mit roten Haaren hatte es ihm angetan. Schon gestern hatte sie versucht, ihn in ein Haus zu locken. Verunsichert hatte Wilhelm sich jedoch aus ihren Armen gewunden und war schnell nach Hause gelaufen. Nach einer schlaflosen Nacht war er heute aber fest entschlossen, ihrer Einladung zu folgen.

Abfällig schnaufend steckte Wilhelm das spärliche Trinkgeld des Schneiders zum Lohn der letzten Woche in seinen Geldbeutel. So ein Geizhals.

Wilhelm war froh, dass sein Vater ihm ein angemessenes Gehalt zahlte. Dadurch konnte er den Verlockungen des Vergnügungsviertels nachgeben und sich hin und wieder ein Bier gönnen, auch wenn es seinem Vater missfiel, dass sein jüngster Sohn erst spät in der Nacht nach Hause kam. Doch Wilhelm scherte sich wenig um seine Bedenken. Gewiss, Hamburg bei Nacht war nicht ungefährlich. Schon öfter hatte es Überfälle gegeben, die auch mal tödlich endeten. Dennoch würde er wachsam sein und sich in Acht nehmen.

Auch jetzt tummelten sich noch viele Menschen auf den Straßen und Bürgersteigen. Dies sorgte dafür, dass Taschendiebe ein leichtes Spiel hatten. Darum steckte Wilhelm seinen Geldbeutel tief in seine Jackentasche. Dabei berührte er das Holzpferdchen, das Emma so schön bemalt hatte. Durch die bunte Farbe hauchte seine Schwägerin dem Holz Leben ein. Die Augen der Pferde strahlten und die goldenen

Beschläge funkelten. Zwei der bunten Pferde hatte sein Vater stolz auf den Sims des Kamins gestellt. Und wenn Wilhelm nach einem langen Arbeitstag müde seine Beine vor dem Feuer ausstreckte, kam es ihm vor, als wenn die Pferde im Schein des lodernden Feuers lebendig würden.

Je mehr Wilhelm sich dem Millerntor Tor näherte, desto dichter wurde das Gedränge. Beherzt setzte er seine Ellenbogen ein, um sich Luft zu verschaffen. Erst in Sichtweite der Reeperbahn verteilten sich die Menschen und Wilhelm konnte sich entspannen. Vorbei an Kneipen, Tanzsälen und Spielhöllen, erreichte er in wenigen Minuten sein Ziel – ein neu erbautes Gebäude, über dessen Eingang ein prunkvolles Schild angebracht war, das auf die Besitzerin des Hauses hinwies. Anstelle des rothaarigen Mädchens, das ihn gestern so liebevoll angelächelt hatte, stand nun eine vollbusige Blondine vor dem Eingang. Ihr Mund war auffällig rot geschminkt und ihr Mieder betonte ihre üppigen Brüste. Wilhelm konnte seinen Blick nicht von dem großzügigen Dekolleté abwenden.

„Gefallen sie dir?“ Die Blondine trat einige Schritte auf ihn zu. Ein unangenehmer Duft stieg Wilhelm in die Nase und er wich einige Schritte zurück. Verwirrt betrachtete er die aufdringliche Frau. Schon wollte er sich abwenden, als er aus den Augenwinkeln jemanden aus der Tür treten sah. Sofort begann sein Herz schneller zu schlagen.

„Der Jüngling von gestern.“ Die Rothaarige lächelte ihn verschmitzt an. Ohne auf eine Antwort von ihm zu warten, hakte sie sich bei ihm unter. Ihre Stimme

klang leise und verheißungsvoll. „Wie heißt du, mein Süßer?“

„Wilhelm.“

„Wilhelm, ein schöner Name. Komm mit ins Haus. Es wird dir sicher gefallen.“

Bereitwillig ließ sich Wilhelm von dem Mädchen ins Innere führen. Die Vorhänge waren zugezogen. Im Schein der Kerzen konnte Wilhelm eine große Chaiselongue erkennen, auf dem zwei weitere Mädchen saßen. Die Rothaarige führte ihn durch den Raum in ein angrenzendes Zimmer, dessen Wände mit bunten Tüchern verdeckt waren. Eine Öllampe spendete nur wenig Licht. Als sich die Tür hinter ihnen schloss, bekam Wilhelm doch Zweifel. War es nicht unsittlich, sich mit einer Dirne einzulassen?

„Ich heiße Maria.“

Ihre Finger glitten über seine Wangen, umkreisten seinen Mund und wanderten den Hals bis zu den Bändern seines Hemdes hinab. Wilhelm hielt die Luft an, als sie ihm die Jacke und Weste auszog und anschließend das Hemd von den Schultern streifte.

„Wie alt bist du, Wilhelm?“

„Alt genug“, hauchte er, denn in diesem Moment fuhren ihre Finger durch den weichen Flaum seiner Brusthaare, wanderten bis zu seinem Hosensack und öffneten die Schnalle.

Wilhelm stöhnte. Noch nie hatte ihn eine Frau so berührt. So sinnlich. Alles in ihm schien zu lodern. Noch einmal stieß er ein heiseres Stöhnen aus, bevor er ihre Zärtlichkeit erwiderte. Die Welt um ihn herum verschwamm, während sie sich leidenschaftlich küssten und ihre Körper sich eng aneinanderschmiegen.

Wilhelm vergaß alles um sich herum – seine Pflichten, die Gefahren der Reeperbahn – und ließ sich von der sinnlichen Magie dieser Frau mitreißen. Die Stunden wurde zu einem Strudel der Leidenschaft, in dem Wilhelm alle Hemmungen fallen ließ. Er genoss jeden Moment mit ihr, jede Berührung, jeden Kuss. Es war ein Rausch der Sinne, der ihn vollkommen erfüllte.

Jetzt Weiterlesen!

[Erhältlich bei Amazon.](#)

SOUVENIRS DER LEIDENSCHAFT

Eine verbotene Liebe,
eine abenteuerliche Reise
und ungeklärte Mordfälle



Bestellen

amazon **kindle**

[Gleich hier bestellen](#)